

mit anschaulicher Darstellung mannstiefer Schützengräben, armiert durch Brustwehr und Seitendeckung.

Ein Mikrokosmos waffenstarr; in Spielzeugformat Abbild schrecklicher Wirklichkeiten, die nicht enden wollen, solange die Erde steht. Und das Märchenwort vom standhaften Zinnsoldaten weist hier mit symbolischer Deutung auf den Begriff: „Der ewige Krieg“.

F. P.

BERLINER DEKORATIVE CHRONIK. Das Große und Neue dieses Krieges scheint auch, daß zwischen den Waffen die Künste nicht schweigen. Und ein Beweis der treibenden fruchtbaren Lebenskraft des Volkes ist's, daß, während draußen aus chaotischer Verwirrung und Elend eine neue Ordnung der Welt sich gebären soll, im Inneren die Lebensform und die Interessen der Friedenszeiten durchgehalten werden. Mit oft furchtbaren Mitteln wird in Schmutz und Verwahrlosung für edelstes Kulturgut im Feld gekämpft. Uns Daheimgebliebenen erwächst daraus die Pflicht, außer für tatkräftige Hilfe auch dafür zu sorgen, daß errungene Werte geistigen Besitzes inzwischen nicht verloren gehen. Wenn unsere Soldaten einmal wiederkehren, sollen sie sehen, daß der heimische Acker nicht vernachlässigt ward und daß wir gute Hausverwalter gewesen. So ist, wofern man nur die praktischen Tugenden nicht vernachlässigt, die Sorge um die Kunst durchaus nicht unzeitgemäß und die geeignete Antwort auf den Vorwurf des Nur-Militarismus.

Shaw tat uns mit dem Wort „Potsdam“ ab, aber Potsdam heißt ja nicht nur Riesengarde und Wachtparade, sondern auch Sans-Souci mit Geistestafelrunde, Bibliothek und Flötenkonzert, und dieses Schloß ward zwischen den Kriegen erbaut von einem Einzigen, der Feldherr war und Philosoph, Schlachtengenius und Einsiedler.

So wollen auch wir im Brausen der Zeit und in der Leidenschaft von Schicksal und Anteil nicht ganz die stilleren Freuden und Empfänglichkeiten überdröhnen lassen. Und gewiß nicht unpatriotisch kann es sein, jetzt eine Andacht zu deutscher Art und Kunst zu halten. Schöne Gelegenheit gibt dazu die Ausstellung zweier wesensechter starker Meister, Emil Lettrés und Eduard Pfeiffers.

Richard L. F. Schulz, ein Sammler und Händler, der sich nur mit Leistung höchster Grade und unbestochener Forderung abgibt, zeigt in seinen Räumen voll Geschmacksregie (in der Bellevuestraße) Arbeiten dieses Edelschmieds und dieses Möbelbaumeisters. Verwandt sind sich beide — oft waren sie auch Brüder am gemeinsamen Werk — im treuen Sinn für die Werkstatt und deren strengem Gebot, in ihrer Ehrfurcht vor jeglichem Material, dem sie nachfühlend abfragen, welche Form ihm gemäß. Dazu das liebevoll Nachdenkerische in Bosseln, Basteln und Zieren. Deutsche Tugenden sind das aus Blütezeiten der Vergangenheit. Und oft hat man das Gefühl von Seelenwanderung und Wiederkehr. Die Muse Eduard Pfeiffers scheint aus Dürers oder Cranachs Bezirken: eine Wappenfrau zwischen Truhe und Linnenschrank, die Haare künstlich wie Goldspiralen gedreht, umgeben von schnörkelhaft bedeutsamem Gerät, von Sanduhr und Astrolabium.

An seinen Möbeln wirkt charakteristisch, wie eine quellende einfallsreiche Schmuckfreude sich beherrscht, voll Selbstbeschränkung und Maß der Gesamtaufgabe sich hingibt. In Pfeiffer blüht etwas von dem schwelgerischen sinnierlichen Trieb der alten Ornamentstichkünstler. Aber es überwuchert nie sein Werk. Stets bleibt die Hauptsache die gutgewachsene reine Form.

Das beobachtet man ebenso an niedlichen Schauschreinen mit Sprossenverglassung und Elfenbeintürknochen auf dem geigenbraunen Holz, wie an den großen Schränken, bei denen der Schnitzzierat (erlesene Arbeit der Pössenbacherschen Werkstatt) weise nur als eine Betonung der Konturen, der Kanten an den im übrigen glatten Flächen des mächtigen rundbogigen Gesimsgiebels verwandt wird.

Und sehr eigen kehrt es transponiert auf den in flacher Schüsselform gebildeten Füßen wieder.